



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bilder aus der deutschen Vergangenheit : deutscher Adel im 16.
Jahrhundert.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

pflichten decken und einen Ueberschuß für die Mühe gewähren, falls zu viel auf eine einzige Karte gesetzt würde.

Die Regierungen sind dem Affecuranzwesen durch eine einzige positive Leistung zu Hilfe gekommen, es ist dies die unter obrigkeitlicher Autorität vorgenommene sogenannte Dispaehirung. So nennt man die Berechnung des durch „große Havarie“ erlittenen Schadens und dessen Vertheilung an die Vertheiligten, und wird diese wiederum auf Grundlage der „Berklärung“ aufgebaut, der eidlichen Erklärung von Schiffer und Mannschaft über den erlittenen Seeunfall. Leider ist letztere meist zur bloßen, große Mißbräuche veranlassenden Form geworden. Ursprünglich war die „Dispaeh“ nur für die Schiffs- und Ladungsinteressenten selber da, bei der heutigen Entwicklung aber vorzugsweise für die Versicherer. Denn heutigen Tags wird schwerlich ein Schiff Ladung einnehmen oder gar den Hafen verlassen, bevor für Versicherung Sorge getragen ist und auch nur dadurch wird der kolossale Umfang der heutigen Versicherungssummen möglich. In Hamburg wurde z. B. im Jahre 1856 bloß von hamburger Gesellschaften ein Werth von mehr als 280 Millionen Thaler versichert, wofür die Prämien mehr als 4 Millionen Thaler betragen haben.

Man versuche nun einmal, sich das Seeversicherungswesen, wie es sich für unsere Zeit herausgebildet hat, wegzudenken nebst den Veranstaltungen, die dafür getroffen sind, und den indirecten Folgen, die daraus hervorgehen, und man wird sich unmöglich der Ueberzeugung erwehren können, daß dann Seeschifffahrt und Seehandel und alle darauf beruhenden ungeheuren Interessen in ihrem inneren Betrieb aufs Aeüßerste gefährdet wären. Wer würde sonst so leicht sein Vermögen den Launen von Wind und Wellen anvertrauen? Die Seeversicherung leitet das Product ferner Gegenden nach Europa und führt dessen Industrieerzeugnisse dahin zurück. Wollen wir auf den im Anfange dieses Aufsatzes gebrauchten Vergleich des Verkehrs mit einer kunstvollen Maschine zurückgehen, so sind die Versicherungen, vor allem die Seeversicherungen dem Dele zu vergleichen, welches den regelmäßigen Gang aller Räder möglich macht und die ganze Maschine vor Stillstehn und Untergang durch innere Beschädigung bewahrt.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Deutscher Adel im 16. Jahrhundert.

Im Aufgange des 16. Jahrhunderts siehn drei Namen deutscher Adligen Fronsparg, Gutten und Sickingen, welche man als Repräsentanten von drei Richtungen betrachten kann, in denen der Adel sich damals geltend zu machen

hatte, von kriegerischer Tüchtigkeit, Vertretung der höchsten Forderungen in Staat und Kirche und männlicher Vertretung der Interessen des Grundbesitzes nach oben. Aber befremdlich wird selbst dem flüchtigen Blick, daß diesen kräftigen Männern auf eine lange Folgezeit, bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts, in ihren Standesgenossen keine Nachfolge heranwächst, und daß die drei Mitglieder der süddeutschen Ritterschaft in Feldherrnkraft, Begeisterung und politischer Combinationsgabe mehr als ein Jahrhundert lang fast allein stehen. Von Fronsperg an bis auf den böhmischen Junker Albrecht Waldstein und den wilden Reiterführer Pappenheim, hat das große Deutschland keinen adligen Feldherrn von irgend welcher Tüchtigkeit hervorgebracht. Es sind einige Bannführer von bürgerlichem Herkommen, wie Schärtlin einige deutsche Fürsten mit mehr Präntension als Geschick, in der großen Mehrzahl Spanier und Welsche, welchen die Familie Kaiser Karl V. und ihre Gegner die werthvollsten Siege zu danken haben. Für das geistige Leben Deutschlands geschah seit Hutten durch den Adel noch weniger. Die lange Reihe der Reformatoren, Gelehrten, Dichter, Baumeister, bildenden Künstler, wie arm an adligen Namen! Eine Leere, welche noch im 17. Jahrh. kaum durch den Verfasser des *Simplicissimus*, durch Logau, und wenige adlige Reimer der schlesischen Dichterschule und des sächsischen Hofes unterbrochen wird! Man darf wol fragen, wie 'es kommt, daß ein Stand, der an Individuen so reich war und in einer merkwürdig bevorzugten Stellung zum Volke stand, so wenig in den großen Gebieten geleistet hat, für deren Hauptvertreter der Adel schon zur Hohenstaufenzeit galt. Und sieht man näher zu, ob diese Untüchtigkeit vielleicht durch um so größere Anstrengungen für die praktischen Richtungen des Volkslebens aufgewogen war, so wird die trostlose Entdeckung nicht schwer sein, daß Ackerbau, Handwerk, Industrie, Handel durch mehrere Jahrhunderte Zeit im Adel ihren größten Feind hatten. Auch das wohlwollendste Urtheil würde schwer finden, dem Adel des 15. 16. und des halben 17. Jahrhunderts irgend einen wohlthätigen Einfluß auf eine der großen Strömungen deutschen Lebens zuzuschreiben.

In der That war der niedere Adel, — als Stand betrachtet, — seit der Hohenstaufenzeit ein Unglück und ein Verhängniß für Deutschland. Er war es, wie jeder privilegierte Stand in jedem Volke und zu allen Zeiten, ein Hinderniß allseitig kräftiger Entwicklung geworden ist. Seit im Anfang des 13. Jahrh. der Unterschied zwischen Edlen und Freien durch Gesetze, durch die Interessen und gemüthlichen Neigungen der Kaiser und durch das Schlimmste von allem, den beschränkten Idealismus, der sich innerhalb des adligen Standes ausbildete, fixirt worden war, verfiel der Adel unaufhaltsam. Zwar in den Städten war die alte Herrschaft der privilegierten Freien in der letzten Zeit des Mittelalters gebrochen worden, dort hatte sich trotz aller Hindernisse ein gesünderer Kreislauf der

Volkskraft durchgesetzt. Der Landmann konnte Bürger werden, der erfahrene Bürger konnte zum Regiment seiner Stadt, eines Bundes von Städten, zum Leiter großer Interessen aufsteigen, eine dauernde und wohl temperirte Menschenkraft fand immer Gelegenheit, bei Verfolgung des eigenen Interesses auch das Gedeihn von hunderttausend andern zu fördern. Der adlige Landbesitzer aber war seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts allmählig in anspruchsvolle Isolirung versunken. Arbeit war ihm Schande, den Acker bauten ihm abhängige Hintersassen in verschiedenem Grade von Unfreiheit. Sein natürliches Bestreben war, so viel als möglich von ihnen zu erhalten. Immer größer wurde der Druck, durch den er sie niederhielt, immer stärker die Ansprüche, welche er als Herr des Grund und Bodens gegen die eigenen Leute, wie gegen die fremden Reisenden erhob. Bis zum 12. Jahrhundert muß der freie Bauernstand im damaligen Deutschland stark und zahlreich gewesen sein. Von da ab beförderte der Druck der verwilderten Gutsherrn eine massenhafte Auswanderung in die slawischen Elb- und Oderländer. Aber dem deutschen Bauer folgte auch dorthin das deutsche Feudalunwesen. Aus dem adligen Schulzen wurde in tausend deutschen Colonistendörfern allmählig ein tyrannischer Gutsherr und seit dem Ende des 14. Jahrhunderts verfiel auch an Elbe und Oder die aufblühende Landkraft den Dämonen des deutschen Mittelalters.

Aber der Druck des Landbaues war noch nicht die schlimmste Folge der Kastenstellung des Adels. Wenn er sein Ruchthier, den Bauer, immer noch mit einer gewissen Mäßigung zu behandeln vortheilhaft fand, so war er um so eitriger, seine Grundrechte nach andern Richtungen auszunutzen. Die Landstraße, der Fluß, welche an seinem Schlosse vorbeiliefen, boten ihm Gelegenheit, von dem Eigenthum Fremder für sich zu nehmen. Er erhob Zoll von Waaren und Reisenden, er drang sein schützendes Geleit auf und beraubte solche, welche dies Geleit nicht für nöthig hielten, er baute wol gar eine Brücke, wo kein Fluß war, um Brückenzoll zu erheben, er erhielt die Landstraße absichtlich in schlechtem Zustand, denn die Waaren des reisenden Kaufmanns zogen zwar unter des Kaisers Schutz, so lange sie im Wagen oder im flotten Schiffe waren, wenn der Wagen aber umfiel oder das Schiff auf den Grund stieß, gehörten — so behauptete er — nach Boden- und Ruchrecht die Waaren dem Eigenthümer des Grundes. Zulezt wurde er selbst Räuber und überfiel mit seinen Spießgesellen, was er erreichen konnte; die Waaren führte er nach seinem Hause, die Reisenden plünderte er und hielt sie gefangen, bis sie sich durch Lösegeld frei machten. Allerdings waren auch bei diesen Räubereien bestimmte Observanzen, nach denen der gewissenhaftere Junker ehrenhafte und unehrenhafte Beute unterschied. Aber dieser Moralcodex hatte kaum höhere Berechtigung, als ähnliche Traditionen bei bestimmten Classen von Dieben. Es gab im 14. und 15. Jahrhundert wenig adlige Häuser, welche

nicht den Namen Raubburgen verdienten. Aber auch nur wenige, aus denen immer und gegen jeden räuberisch ausgefallen wurde.

Den größten Nachtheil von solchem Leben hatte aber der Adel selbst. Seine Beutelust und Freude am Raufen kehrte sich ebenso sehr gegen Standesgenossen und gegen größere Despoten, als gegen die Städte. In der Form der Fehde fanden beide Neigungen einen im ganzen Mittelalter gültigen Ausdruck. Wenn die Fehde durch einen Brief einige Tage vor Beginn der Feindseligkeiten angezeigt war, so galt sie nach Herkommen für ehrlich. Eine Kleinigkeit reichte hin, solche Fehde zu veranlassen. Die nie endenden Grenzstreitigkeiten, Uebergriffe bei Jagden, das Durchprügeln eines Knechtes, konnten auch alte Gesellen und befreundete Nachbarn entzweien. Dann stärkten sich beide Parteien durch ihre Verwandtschaft und ihren Anhang, sie warben reißige Leute und suchten durch Kundschafter zu erfahren, wie sie über Gut, Haus und Person des Gegners einen Vortheil erlangen könnten. Der Reichthum der Städte und der Groll, welchen der Adel gegen das auffchießende Selbstgefühl des Bürgers empfand, machten Fehden mit Städten zu einer besonders angenehmen Aufregung. Der geringste Vorwand wurde benutzt. Jeder Fremde, der eine Beschwerde gegen eine Stadt hatte, mochte er Bauer, Bürger oder Ausländer sein, war dem beutelustigen Junker willkommen. Unter dem Vorwand, ihn in Schutz zu nehmen, raubte, brannte und entführte die Partei, welche die Fehde angesagt hatte, bis sich irgend ein Mittler fand, der nach vielem Verhandeln einen Vergleich zu Stande brachte. Wer nicht selbst eine gewinnreiche Fehde durchsetzen konnte, der schloß sich einem andern als Gehilfe an, und oft wurden alte Kameraden und Verwandte durch die wechselnden Zufälle auf die entgegengesetzten Seiten gezogen, dann stachen und schlugen sie, im Bewußtsein ihre Pflicht zu thun, wohl auch aufeinander los. Solch wüthes Leben, bald auf der Landstraße, bald im Waldversteck, bald in schlechten Spelunken, bald in wüster Trinkgesellschaft konnte weder dem Familienleben, noch irgend welchen höheren Interessen günstig sein. Es war aber auch nicht einmal geeignet, kriegerische Anlagen, mit Ausnahme der untergeordneten, zu entwickeln. Im besten Fall bildete es zur Führung eines kleinen Reitertrupps für Ueberfälle und Fouragezüge; weder Verlichingen noch selbst Sickingen, die tüchtigsten Junkergestalten im Anfange des 16. Jahrhunderts, haben besonderes Kriegstalent zu erweisen den Trieb gehabt, und in militärischer Hinsicht steht die Tüchtigkeit des Götz nicht höher als etwa jetzt die eines erfahrenen Husarenwachtmeisters. So wild, frevelhaft und gemeinschädlich war das Treiben grade der Mührigsten vom niedern Adel, daß der Stand in aller Ruchlosigkeit des Räuberhandwerks zu Grunde gegangen wäre, wenn nicht dieselbe Schwäche, welche sie verhinderte, nützliche Mitglieder der Gesellschaft zu werden, auch das letzte Verderben von ihnen fern gehalten

hätte. Daß sie ein privilegirter Stand waren, der seine Mitglieder für besser hielt, als den Bürger und Bauer, der in Ehe, Beschäftigung, Recht, in Sitten und Ceremoniel sich gegen andere abschloß, dies exclusiv Standesgefühl hat den niedern Adel durch Jahrhunderte schwach gemacht und seine Existenz zu einem Unglück für das Volk, aber es hat ihn auch vor dem Untergange in wüstem Treiben bewahrt. Denn wie verkehrt die Neigungen eines Geschlechtes sein mögen, wenn sie die Selbstachtung der Individuen nicht schmälern, sondern erhöhen, so halten sie das Verderben vielleicht lange auf. Zwischen dem Räuber, der jetzt auf entlegener Haide den Wanderer beraubt, und dem Landjunker, der um das Jahr 1500 den nürnbergischen Kaufmann vom Pferde warf und bei Wasser und Brot in ein finsternes Gefängniß steckte, während seine Frau aus dem gestohlenen Tuch Röcke und Mäntel schnitt, ist in Rücksicht auf die That selbst sehr wenig Unterschied. Aber vor 350 Jahren übte der adlige Räuber den Frevel mit der Empfindung, daß sein Thun vielleicht gegen die Bestimmungen eines Reichstagsabschieds verstöße, daß es aber von dem gesammten Adel seiner Landschaft, ja von dem höchsten Herrn des Landes als ein angenehmer, im schlimmsten Fall als ein gewagter Streich betrachtet werden würde. Allerdings wenn ihn die Stadt fing, deren Bürger er geschädigt hatte, so konnte er leicht sein Leben enden, wie jetzt ein Mörder der Landstraße, aber das Recht der Stadt war nicht sein Recht, und wenn er so starb, dann wurde sein Tod von andern muntern Gesellen wahrscheinlich mit Blut gerochen. Wie unvernünftig auch die Ehrengesetze waren, nach denen zu leben er sich verpflichtet fühlte, er hatte nur das Bewußtsein, daß sie vortrefflich waren, und daß dieselben Gesetze von tausend andern geehrt wurden, die er für die Besten auf dieser Erde hielt. So ward es möglich, daß sich mitten in der größten Unsittlichkeit und Verschrobenheit doch bei Einzelnen männliche Tugenden erhielten: Treue gegen gegebenes Wort, Hingebung an die Freunde, gutmüthige Freundlichkeit selbst gegen die Beraubten und Gefangenen.

Doch wie warm der Antheil sein mag, den wir den — nicht zahlreichen — hellen Gestalten schenken, welche in ihrer dunklen Umgebung noch erkennbar sind, man vergesse nicht, daß schon am Ende des 15. Jahrhunderts das Treiben des Landadels als eine unerträgliche Plage und ein nationales Unglück angesehen wurde.

In dieser Zeit begannen unter dem neuen Kaiser Maximilian die ewig denkwürdigen Versuche, dem zerrütteten Körper des Reiches eine neue Verfassung und die Möglichkeit eines neuen Lebens zu geben. Die großen Institutionen, welche Waffenruhe und Geseglichkeit allgemein machen sollten, waren der ewige Landfriede und das Reichskammergericht. Langsam setzten sie sich durch, nicht ohne viele Störungen und Unterbrechungen. Mehr als 100 Jahre dauerte

es und drei Menschengeschlechter starben dahin, bevor der niedere Adel sich an den Zwang der neuen Gesetze gewöhnte. Dagegen Fürsten und Städte wie oft sie selbst feindlich gegeneinander haderten, hatten beide das größte Interesse, ihn zum Gehorsam zu zwingen. Nur merkwürdig! der Fehdetrog wurde gebrochen, aber der Stand der adligen Grundbesitzer wurde nicht sofort stärker, nicht nützlicher und nicht besser. Im Gegentheil. Er verlor einen Theil seiner wilden und offenen Entschlossenheit und eignete sich vorzugsweise die Fehler der neuen Zeit an. Wie ein besiegter Stamm, dem der Ueberwinder neue Tracht, Sprache und Sitte aufdrängt, lange Jahre braucht, bevor er in dem fremden Wesen sich heimisch fühlt, so kränkelte das Geschlecht der alten Raubgesellen am Rhein und Neckar, an Elbe und Oder. Wie die Wandlung nach und nach geschah, soll hier an einigen Beispielen gezeigt werden.

Ein glücklicher Zufall hat uns drei Selbstbiographien deutscher Adligen aus verschiedenen Zeiten des 16. Jahrhunderts erhalten, die des Verlichingen, des Schärtlin, des Schweinichen, alle drei wohl bekannt; die eine, so lange es deutsche Sprache gibt, innig verbunden mit dem Namen des größten deutschen Dichters. Die drei Männer, deren Blütezeit in den Anfang, die Mitte und das Ende des großen Jahrhunderts fällt, sind in Charakter und Lebensschicksalen durchaus verschieden, aber alle drei sind Gutsbesitzer und jeder von ihnen hat seine Lebensereignisse so erzählt, daß man in die gesellschaftlichen Zustände seines Kreises belehrende Einblicke erhält. Am bekanntesten ist Götz von Verlichingen, seine Lebensgeschichte am häufigsten (zuerst 1731) gedruckt. Da auf seinem Bilde die Verklärung liegt, welche ihm 300 Jahr nach seinem Tode durch das reizende Gedicht Goethes ward, so hat jetzt der Leser seiner Biographie einige Mühe, die idealen Linien des Dichters von der Gestalt des historischen Götz fern zu halten. Und doch ist das nöthig. Denn wie bescheiden und liebevoll auch Goethe die geschichtlichen Züge verwerthet hat, der historische Götz sieht in seiner wirklichen Umgebung anders aus. Als er sein Leben schrieb, ein Greis in einer Zeit, der er fremd geworden war, weilte seine Erinnerung am liebsten bei den Reiterstücken seiner wilden Jugend. Daß sein Treiben unfruchtbar für ihn selbst und schädlich für andere gewesen, vermögen wir ohne Mühe hinter den Zeilen zu lesen. Aber vorzugsweise charakteristisch ist, daß er in der Mitte seines Lebens gebrochen und gedemüthigt wurde, weil er bei dem großen Bauernaufstande rathlos auf die falsche Seite gerieth. Um politische Fragen zu sorgen war nicht seine Sache, kam er in eine Krisis, so handelte er nach dem Rath seiner Gönner, größerer Dynasten, welche seinen starken Arm und redlichen Willen nicht selten für ihre Zwecke gebraucht haben mögen. Als das Bauernheer über seinen Grund hereinbrach, wußte er sich mit seinen Sippen keinen Rath und schrieb an einen Rathgeber. Die Antwort wurde durch seine Schwieger-

mutter und seine Frau unterschlagen, er war dem eignen Urtheil überlassen, und besaß nicht Geschick genug, sich den drängenden Insurgenten zu entziehen. Wäre er gewesen, wie viele seiner Standesgenossen, etwa wie Mary Stumpf, so hätte er die Bauern trotz allem Gelöbniß verlassen. Aber treu seinem Wort hielt er bei ihnen aus, bis die vier Wochen, für die er sich ihnen verpflichtet hatte, vergangen waren, er hielt aus, obgleich er in der That nicht ihr Führer, sondern ihr Gefangener war. Seitdem lebte er einige Jahre in enger Haft, dann lange Zeit in starken Freiheitsbeschränkungen auf seinem Schloß. Um ihn tummelte sich ein neues Geschlecht in leidenschaftlichem Kampfe, ihn selbst bekümmerte fortwährend, daß er doch als ehrlicher Reiter in der Bauerzeit gehandelt habe, und daß er jetzt wieder treu sein Wort halten und die Schritte zählen müsse, die ihm aus seinem Burgthor zu schreiten vergönnt war. Nach sechzehn Jahren einsamer Zurückgezogenheit ward er als alter Mann noch zweimal in die Kriegshändel eines jüngern Geschlechts gerufen, die ihm wenigstens keine Abenteuer und keine Gelegenheit zu Ruhm und Beute brachten. Da er endlich 82 Jahr alt auf seiner Hornburg in Frieden starb, war Luther seit 16 Jahren todt, Kaiser Karl V. war 4 Jahre vorher im Mönchskloster eingefahrt worden, aber die Selbstbiographie des Götz, obgleich in dem letzten Lebensjahre geschrieben, hat für die lange Zeit seit dem Jahr 1525 nur wenige Seiten. — Hier seien außer einem kleinen Abenteuer aus seiner frühen Jugend, welches zeigt, wie man sich damals in einer Dorfgasse raufte, Bruchstücke aus seinem Bericht über die nürnbergger Fehde mitgetheilt:

Götz von Berlichingen.

Um 1502. Ungefähr um Michaelis hat sich zugetragen, daß ich mit Reidhart von Thüngen, dem ich damals aufwartete, von Sottenberg herabgeritten bin. Als wir so fortziehen, werden wir zwei Reiter bei einem Hölzlein gewahr, an einem Dorfe, heißt Obereschenbach; das war Andreas von Gemünd, Amtmann zu Solleck und sein Knecht, den hieß man den Affen. Nun hatte sich zuvor begeben, daß ich einst zu Samelburg in die Herberge zu Herrn Reidhart und zu seinen Knechten gehn wollte, welche mehrentheils trunken waren, da war erwähnter Affe auch da, sehr voll und hatte viel Wind in der Nase, machte viel seltsame Reden und sagte: was will der Junker*) thun, will er auch zu uns? und dergleichen höhnische Worte, womit er mich aufzubringen vermeinte. Das verdroß mich in der Stille und ich sagte zu ihm: „Was bedarf ich deiner Junkerei oder deines Gespöttes oder deiner Neckerei, wenn wir einmal im Feld zusammenstoßen, da wollen wir sehn, wer Junker oder Knecht sei. Jetzt nun, da wir von Sottenberg herabzogen, dachte ich, er wirds sein und mit seinem Junker reiten.

*) Götz wartete damals noch auf und hatte den Titel Junker nicht zu beanspruchen.

Da ritt ich auf dem nächsten Weg einen großen, hohen Berg hinauf und brachte im Rennen den Pfeil auf die Armbrust, und hinüber zu ihnen. Ich hatte aber noch weit bis zu ihm, da floh sein Junker dem Dorfe zu, so daß ich dachte, er mahnt die Bauern auf, aber der Knecht, der Affe, hatte auch eine Armbrust und floh ebenso wie sein Junker. Wie ich nun an ihn kam, mußte er in einem hohlen tiefen Weg dem Dorfe zu. Ich hatte noch weit bis an die Ecke, wo der Weg hineinging, ließ ihn in den hohlen Weg reiten und schoß ihn auf den Rücken. Nun hätte ich den Pfeil wohl wieder auf die Armbrust bringen können, dachte aber, er wird das nicht abwarten, weil er auch einen Pfeil auf der Armbrust hat. Da ich nun keinen Menschen bei mir hatte, so ließ ich das mit der Armbrust bleiben*), und ritt ihm nach in die Höhle hinein, und da er sah, daß ich die Armbrust nicht aufgebracht hatte, wartete er meiner am Dorftor, bis ich fast an ihn kam, da schoß er mich vorn auf den Krebs**), daß der Pfeil in Splitter ging, die mir über den Kopf hinausprangen. Da warf ich ihm meine Armbrust an den Hals, denn ich hatte keinen Pfeil darauf, das Schwert heraus und rannte ihn zu Boden, daß sein Gaul mit der Nase auf der Erde lag. Er aber kam alle mal wieder auf und schrie immer die Bauern an, sie sollten ihm helfen. Und wie ich so im Dorfe mit ihm umherrannte, stand ein Bauer da, der hatte eine Armbrust und schon den Pfeil darauf, ich auf ihn zu, ehe er zum Schuß kam, schlug ihm den Pfeil von der Armbrust, hielt bei ihm, stieß das Schwert wieder ein, redete mit ihm, gab ihm Bescheid und sagte: ich gehörte zu Herrn Reidhart von Thüngen und wir wären auch gut Fuldaisch. Indem kam ein ganzer Haufe Bauern mit Schweinspießen, Handbeilen, Wurfbeylen, Holzbeilen und Steinen, sie umringten mich — wirfst du nicht, so hast du nicht, schlägst du nicht, so gilt es nicht — daß mir die Beile und Steine neben dem Kopf hinführen und mich dächte, sie berührten mir die Pickelhaube. Endlich lief ein Bauer heran, der hatte einen Schweinspieß, auf ihn ritt ich zu, und als ich das Schwert wieder zog, schlug der Bauer und traf mich auf den Arm, daß ich dachte, er hätte mir den Arm entzwei geschlagen, und wie ich nach ihm stach, fiel er mir unter den Gaul, daß ich nicht so viel Platz hatte, mich, nach ihm zu bücken. In Summa, ich brach durch, aber doch lief noch ein Bauer heran, der hatte ein Holzbeil, aber dem gab ich einen Treffer, daß er daneben auf den Zaun fiel. Nun wollte mein Gaul nicht mehr laufen, denn ich hatte ihn ganz verschlagen, und mir war Angst, wie ich zum Thor hinauskommen möchte. Und wie ich demselben zu

*) Von zwei Armbrüsten einer Partei deckt eine die andere, indem sie den Schuß bewahrt, bis die andere gespannt hat. Der einzelne Schütze ist während des Spannens wehrlos.

**) Brustharnisch.

eilte, war gleich wieder einer da, der wollte das Thor zuschlagen, aber ich kam doch hinaus, ehe er zuschlug, und wie ich ein wenig vor das Thor hinauskam, war auch der Affe schon wieder da, und hatte wieder einen Pfeil auf der Armbrust und vier Bauern bei sich und schrie: her! her! her! und schoß damit wieder nach mir, daß ich den Pfeil auf der Erde grellen sah. Ich demnächst wieder auf ihn los, das Schwert heraus und jagte sie alle fünf in das Dorf hinein. Da fingen die Bauern an und schlugen Sturm über mich, ich aber ritt davon und wie ich wieder Herrn Reidhart zuzog, der gar weit draußen auf dem Felde hielt, sahen wir allenthalben nach den Bauern, aber es wollte keiner mehr zu mir kommen. Als ich fast bei Reidhart war, ritt ein Bauer daher mit dem Pfluge, dem Sturme nach, ich über ihn und fing ihn, daß er geloben und schwören mußte, mir meine Armbrust wieder herauszubringen, denn ich hatte sie nach dem Affen geworfen, als er mich, wie vorhin gemeldet, schoß und hatte nicht so viel Weile gehabt, daß ich sie wieder hätte langen mögen, sondern mußte sie im Wege liegen lassen. —

Um 1512. Nun will ich niemand bergen, ich hatte Willen, auch denen von Nürnberg Feind zu werden, ging schon mit der Sache um und dachte: Du mußt noch einen Handel mit dem Pfaffen, den Bischof von Bamberg haben, damit die von Nürnberg auch in das Spiel gebracht werden. Ich warf also dem Bischof 95 Kaufmänner nieder, die unter seinem Geleit zogen, und ich war so fromm, daß ich nichts aus dem Haufen nahm, als was nürnbergisch war. Der Nürnberger waren ungefähr an die 30, ich griff sie am Montag nach unserm Herrn Himmelfahrtstag am Morgen früh um acht oder neun Uhr an, und ritt denselben Dienstag, die Nacht und am Mittwoch darauf mit den Kaufmännern immer fort. Ich hatte meinen guten Hans von Selbig bei mir und waren wir unser auch 30. Der andern Reisenden aber waren viele, die schob ich immer von mir, ein Häuflein nach dem andern, wo mich dünkte, daß ein jeder hingehörte. Und mein Reitgesell, Hans von Selbig, wurde vierzehn Tage darauf von ohngefähr auch des Bischofs von Bamberg Feind und brannte ihm ein Schloß und eine Stadt aus mit Namen, wenn ichs recht behalten, Vilsack, so daß das Geschäft zwei Kappen brachte. —

Damit ein jeder wisse, wie und warum ich mit denen von Nürnberg zu Krieg und Fehde gekommen bin, so ist das die Ursache. Frix von Littwach, ein markgräflicher Diener, mit dem ich als Knabe und im Harnisch auferzogen bin, der mir auch viel Gutes gethan, der ist einst ganz in der Nähe von Dnolzbach heimlich verloren gegangen, gefangen und hinweggeführt worden, daß lange Zeit niemand wußte, wo er hingekommen war oder wer ihn hinweggeführt hatte. Lange darauf warf der Markgraf einen Verräther nieder, der ihn verrathen und den Reitern, die ihn niedergeworfen hatten, alle Wahrzeichen gegeben hatte. Da erfuhr man zuerst, wo Frix von Littwach hingekommen

wäre. Da habe ich Herrn Hans von Seckendorf, der selbiger Zeit markgräflicher Hofmeister war, als meinen Verwandten, der mir Gutes gönnte, angesprochen und gebeten, daß er mir das Bekenntniß des Verräthers verschaffe. Dadurch wurde ersichtlich, daß es Diener der von Nürnberg gethan haben sollten, auch ist anzunehmen, daß er in ihre Häuser und Frohnvesten geführt worden sei. Das ist der eine meiner Gründe gegen die von Nürnberg.

Ferner hatte ich einen Knecht gedungen mit Namen Georg von Waislingen, der hatte mir versprochen in meinen Dienst zu treten, den haben die von Nürnberg bei seinem Junker Gustach von Lichtenstein hart verwundet und erstochen, auch seinen Junker hart verwundet, dieser aber ist am Leben geblieben. Obgleich nun viele andere den Nürnbergern wegen des Fritz von Littwach feindlich sein wollten, so habe ich doch keinen gemerkt, der der Rache die Schellen angehängt, wie man zu sagen pflegt, oder die Sache angegriffen hätte, als der arme treuherzige Götz von Berkingen, der nahm sich beider an. Diesen Grund habe ich gegen die Nürnberger auf allen Tagen, an denen ich mit ihnen vor den Commissarien K. Majestät, auch vor geistlichen und weltlichen Fürsten verhandelte, stets und allerwege angezeigt und dargethan.*)

Ich will nun weiter anzeigen, wie es in der nürnbergischen Fehde mir und meinen Verwandten gegangen ist. In summa summarum, das Reich verordnete 400 Pferde gegen mich, worunter Grafen und Herren, Ritter und Knechte waren, — ihre Fehdebrieve sind noch vorhanden, — und kam ich und mein Bruder in die Acht und Aberacht, und in etlichen Städten schossen die Pfaffen und Mönche auf der Kanzel mit Lichtern nach mir und erlaubten mich den Vögeln in den Lüften, die sollten mich fressen, und ward uns alles genommen was wir hatten, so daß wir nicht einen Schuh breit mehr behielten. Da galt kein Feiern, wir mußten uns verbergen und dennoch that ich meinen Feinden ziemlichen Schaden, an Gütern und sonst, so daß sich Kais. Majestät etlichemal dazwischen gelegt und ihre Commissarien verordnet hat, die zwischen uns handeln und alle Sachen richten und vertragen sollten; dadurch hat mir Kais. Majestät viele Anschläge verhindert, und dadurch um mehr als 200,000 fl. Schaden gethan, denn ich wollte damals Gold und Geld von den Nürnbergern mir zu Wege gebracht haben. — Und wollte ich

*) Wie Götz verfährt, ist charakteristisch. Er will mit den reichen Nürnbergern in Fehde kommen, wirft ihre Kaufleute nieder und sucht nach Grund zur Fehde, ihm genügt die Vermuthung, daß die Nürnberger einen guten Kameraden in Haft hielten, gleichviel aus welcher Ursache, und die Thatsache, daß sie in einer andern Fehde einen Knecht erstochen haben, den er hatte in Dienst nehmen wollen. Von Fritz von Littwach ist nicht weiter die Rede, als Götz genöthigt wird, sich mit den Nürnbergern zu vertragen. Daß Götz die Veranlassung vom Zaun gebrochen, war, wie aus dem Folgenden ersichtlich wird, selbst damals auffallend.

damals den von Nürnberg wohl all ihr Kriegsvolk, auch den Bürgermeister selbst, der eine große goldene Kette am Halse hängen hatte und einen Streitkolben in der Hand hielt, auch alle ihre Reisige und ein Fähnlein Knechte mit Gottes Hilfe geschlagen, gefangen und niedergeworfen haben, als sie gegen Hohenkrähen zogen, ich war auch schon zu Roß und Fuß dazu geschickt und gefaßt, so daß es nicht anders als gewiß war, daß ich sie ganz in meine Hände bekam. Da hatte ich aber gute Herrn und Freunde, deren Rath bat ich, ob ich Kais. Majestät zu Ehren den von demselben angefügten Tag besuchen oder ob ich meinen Anschlag ins Werk setzen sollte. Da war nun ihr treuer Rath, ich sollte der Kais. Majestät zu Ehren den Tag besuchen. Ihnen folgte ich zu meinem großen, merklichen Schaden. —

Ich wußte wann die frankfurter Messe war, da zogen die von Nürnberg aus Würzburg heraus zu Fuß gen Frankfurt dem Speffart zu. Die Kundschaft war gemacht und ich warf fünf oder sechs von ihnen nieder, darunter war ein Kaufmann, den ich zum drittenmal und in einem halben Jahre zweimal gefangen und einmal an Gütern beschädigt hatte, die andern waren eitel Ballenbinder zu Nürnberg. Ich stellte mich als wollte ich ihnen allen die Köpfe und Hände abhauen, aber es war mein Ernst nicht, und sie mußten niederknien und die Hände auf die Stöcke legen, da trat ich etwa einem mit dem Fuß auf den Hintern und gab dem andern eines ans Ohr, das war meine Strafe gegen sie, und ließ sie so wieder von mir fortziehn. Und der Kaufmann, den ich so oft niedergeworfen hatte, machte das Kreuz vor sich und sagte, ich hätte mich eher des Himmels Einfall versehen, als daß ihr mich heut niederwerfen würdet. Denn erst vor wenig Tagen haben unser an hundert Kaufleute zu Nürnberg auf dem Markte gestanden, da ist auf euch die Rede gekommen und ich habe gute Kundschaft gehabt, daß ihr eben erst in dem Walde, dem Hagenschief gewesen seid, und dort Güter angreifen und niederwerfen wolltet. Und ich selbst habe mich gewundert, daß in so kurzer Zeit das Geschrei von meinem Hin- und Herreiten hinauf gen Nürnberg gekommen ist. — Bald darauf hat sich die K. Majestät in die Sache geschlagen und dieselbe zu Würzburg verglichen und aufgehoben. — Soweit Göz.

Schärtlin von Burtenbach.

Sebastian Schärtlin gehört nicht ganz in die Reihe. Er ist nicht von adliger Herkunft und, hat die Ritterwürde seinen militärischen Talenten zu danken. Im Jahre 1498 geboren, machte er seine Schule unter Fronsperg, und war von 1518 bis 1557 fast in allen deutschen Kriegshändeln thätig, im Dienste des Kaisers, der Stadt Augsburg, eine Zeitlang auch im Solde Frankreichs, als er wegen seiner Theilnahme am schmalkaldischen Kriege gezwungen war, Deutschland zu verlassen. Er hat mehr als einmal große

Heere befehligt, und stand als entschlossener, vielerfahrender Feldhauptmann in allgemeinem Ansehen. Zu Göz ist er ein interessantes Gegenbild. Jener der adlige Reiter, dieser der bürgerliche Landsknechtführer, Göz der gemüthliche Speergesell, Schärtlin der praktische Geschäftsmann. Beide haben ein Leben voll von Abenteuern und nicht frei von unverantwortlichen Thaten geführt, beide sind im hohen Greisenalter gestorben, aber Göz versplitterte Zeit und Gut in Raubzügen und Reiterhändeln, Schärtlin half die Geschicke Deutschlands entscheiden. Göz verstand so wenig seine Zeit und seinen Vortheil, daß er, der Aristokrat, sich zum Strohmann der demokratischen Bauern gebrauchen ließ, Schärtlin verstand seine Zeit so gut, daß er selbst nach dem unglücklichen schmalkaldischen Kriege als reicher Mann in die Schweiz abzog und wenige Jahre darauf siegreich wieder in alle Ehren eingesetzt wurde. Göz hatte sein Lebelaug ein starkes Gelüst nach Kaufmannsgold und hat doch aus allen seinen kecken Raubzügen schwerlich viel in seiner Truhe erhalten, Schärtlin machte sich Geld in allen Campagnen, kaufte ein Gut nach dem andern und wußte seine Dienste so hoch als möglich zu verwerthen. Beide erwiesen Charakter und Parteitreu, beide waren Kriegsteuereute von Ehre, und beide hatten für unser Urtheil ein weites Reitergewissen, aber Göz, über dessen Mangel an Urtheil wir zuweilen lächeln, ist vorzugsweise gutherzig und in seiner Art peinlich gewissenhaft, Schärtlin überall der fluge, ja großartige Egoist. Alle guten Eigenschaften des absterbenden Ritterthums sind in der einfachen Seele des Besitzers von Hornburg vereint, der Herr von Burtenbach dagegen ist in seinem Wesen durchaus Sohn der neuen Zeit, bald Politiker, bald Händler, bald Diplomat. Beide waren im Jahr 1544 bei dem kaiserlichen Heere, welches in Frankreich einfiel, Schärtlin in voller Manneskraft, als einer der Feldhauptleute, Göz als grauer Reiter mit einem kleinen Haufen gesammelter Knechte; Schärtlin wurde noch in demselben Jahre kaiserlicher Großmarschall und Generalcapitän und machte sich 7000 Gulden, Göz ritt allein, krank an der Ruhr, hinter den Heereshaufen nach seinem Schlosse zurück. Beide haben uns mit fester Kriegerhand ihr Leben geschrieben, am wenigsten geschickt und geordnet Göz, und doch wird man seine Biographie mit größerem Interesse lesen, als die des Schärtlin; denn Gözens Freude ist, seine Reiterabenteuer zu erzählen, wie man beim Glase Wein, unter guten Gesellen Erinnerungen aus alter Zeit lebendig macht, Schärtlin berichtet verständlich in chronologischer Ordnung, und gönnt dem Leser manchen trockenen, aber lehrreichen Bericht über große politische Actionen, aber von seinen persönlichen Verhältnissen erzählt er am liebsten den Betrag seiner Beute, und ärgerliche Händel mit seinen Gutsnachbarn.

Diese Händel nun, wie einförmig sie verlaufen, dürfen hier das größte Interesse beanspruchen. Denn grade an ihnen wird deutlich, wie sehr sich

seit dem Anfange des Jahrhunderts das Treiben des Landadels geändert hat. Noch immer lodert, wie in des Verlichingers Jugend die Fehdelust in den begehrliehen Seelen auf, noch immer ist rohe Gewaltthat häufig, und zahlreich werden Duodezfrige vorbereitet, aber das alte Selbstgefühl ist gebrochen, drohend schwebt das Gespenst des Landfriedens und Kammergerichts über den Hadernden, schnell mischen sich Nachbarn und gute Freunde ein und dem kaiserlichen Mandat, wie dem Willen des Landesfürsten trost auch der Wilde selten ungestraft. Der Landadel ist unschädlicher, aber noch nicht besser geworden; an die Stelle offener Fehde treten plötzliche Ueberfälle, hinterlistige Streiche, und statt der Armbrust und des Schwertes gebrauchen die Gegner andere nicht weniger schneidende Waffen, Verleumdung, Bestechung und Intriguen. Und noch eine Waffe, für den Betroffenen vielleicht die peinlichste von allen, nicht Zeitungsartikel, aber Spottverse auf den Gegner, welche sie auf beliebte Melodien anfertigen, drucken, wol auch durch bezahlte Bänkelsänger absingen lassen. Dies Mittel den Gegner zu kränken war nicht neu, schon seit Jahrhunderten hatte man Spottlieder bezahlt und gern gehört, und die fahrenden Sänger hatten sich dadurch gefürchtet gemacht, daß sie einem kargen Wirth an hundert Herdfeuern Böses nachsangen. Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts aber hatte das große Interesse an Flugschriften außer den Liedern auch längere Gedichte, die zum Lesen geschrieben waren, massenhaft hervorgerufen und der kleinste Briefmaler oder Buchdrucker, jeder Buchbinder, der nach damaligem Brauch den Vertrieb kleiner Drucksachen besorgte, vermochte für wenig Geld den Feind eines Gutsbesizers um so mehr zu kränken, je bekannter der Name des Abgesungenen war.

Was Schärtlin selbst erzählt, sei hier mit Auslassungen in unser Deutsch übertragen:

Anno 1557. In diesem Jahre habe ich, Sebastian Schärtlin, die Herrschaft Hohenburg sammt Bissingen*) und Hohenstein von einem böhmischen Herrn, Woldemar von Lobkowitz, und von Hans Stein um 52,000 Fl. erkaufte und in Beisein meines Sohnes, meines Tochtermanns und vieler andern vom Adel am St. Matthäustag eingenommen und von den Anterthanen zu Bissingen auf dem Markt die Huldigung empfangen. Denselben Sommer habe ich das Schloß Hohenstein wieder erneuert und so ausbessern lassen, daß man es bewohnen konnte. Um St. Michaelistag ist mein Sohn mit Weib und Kindern dorthin gezogen, hat dort zu hausen angefangen und hat rohe und gebrannte Steine, Holz und Kalk zum Bau des Schlosses Bissingen zugerüstet und im Winter den Brunnen zurichten lassen. Dazu haben mir die benachbarten Prälaten schöne eichene Hölzer gegeben, und mit ihren und der Stadt

*) Hohenburg und Bissingen lagen im Territorium Dettingen. Die Grafen von Dettingen beanspruchten die Oberlehnshoheit über diese Güter.

Donauwörth Roffen, auch mit allen benachbarten Bauern, sind die Führen gethan.

Anno 1560, den 18. September hat mir Graf Ludwig von Dettingen meinen Bauer von dem Neutmannshof gefangen nach seinem Amte Harburg führen lassen, wo der Bauer weder zu beißen noch zu brechen hatte, weil er und seine Söhne sich gegen etliche öttingische Bauern, die ihm ein Gatter aufgemacht und mit Gewalt über sein Land gefahren sind, gewehrt und einen Zank mit denselben angefangen, doch niemanden verwundet hat. Und am Montag darauf ist der Graf mit 500 Bauern und 50 Pferden mit gewalthätiger Hand in mein Holz gefallen, wo er doch keine obrigkeitlichen Rechte hatte, hat meine Eichen abschütteln lassen, und hat mit Weibern und Kindern und Wagen das Meine, ohne mich zu warnen, ohne mir aufzusagen, mit Gewalt hinweggeführt. Als ich nun am selbigen Tag zu Bissingen ankam und solches alles erfuhr, bin ich, meine beiden Söhne, mit unserm Vetter Ludwig Schärtlin und Hans Rumpolt von Ulrichshausen 32 Pferde stark in seine Graffschaft gezogen, und haben einen Bauer dicht am Schloß zu Harburg und zwei seiner Unterthanen von Korbach dagegen gefangen und nach Bissingen in das Schloß geführt. Und weil seine Reiter und Schützen nach ihrem Einfall nahe bei Bissingen mit Abschießen und großem Prangen bei der Nase vorübergezogen sind, so bin ich, um das auszugleichen, mit gemeldeten Reitern auf Harburg zu geritten, sie zu einem Scharmügel zu bewegen, aber niemand wollte zu uns heraus. Doch zuletzt schossen sie mit Doppelhaken auf uns. Der Graf ritt am Donnerstag darauf nach Stuttgart zu einem Schießen, und da er wol voraus wußte, daß ich ihm nicht nachgeben würde, hat er mich bei seiner Fürstl. Gnaden, dem Kurfürsten, dem Pfalzgrafen, andern Grafen, Herrn und Adel übel ausgeschrien, und sich unterstanden, mir dadurch Ungnade und Ungunst aufzulegen. Insbesondere Herzog Christoph zu Würtemberg, der mir sonst zu Gnaden gewogen gewesen, hat mir dies Jahr 100 Fl. Gnadengeld, die er mir gab, unerwartet aufgekündigt. Der Graf hat auch seinen Bruder, den Grafen Friedrich, so auf mich gehezt, daß auch dieser später sich mit thätlicher Hand gegen mich erhob. — Darauf haben sich beide Grafen zu Roß und Fuß verstärkt, wogegen auch wir 100 gute kriegserfahrene Schützen in das Schloß Bissingen brachten, und der Zulauf von Kriegsvolk wurde auf beiden Seiten groß. Und es haben die Grafen mich und die Meinigen schmähslich mit Liedern und andern Gedichten, mit Sprüchen und Schriften unter das Volk gebracht, auch vor die Kais. Majestät, vor Kur- und andere Fürsten, Grafen und Herrn. Haben mich einen Auführer und friedlosen Landfriedensbrecher gescholten, mich auch für ihren Incola, Landsassen und Unterthan, auch Lehnsman, der ihnen doppelt verpflichtet sei, und seine Amtspflicht vergessen habe, allent-

halben mit Lügen ausgegeben, in der Hoffnung, mich und die Meinigen durch Unwahrheit so zu verdämpfen. Während ich mich nun eines großen Auf- laufs und Ueberzugs versehen mußte, haben sich der Pfalzgraf Herzog Wolf- gang und Herzog Albrecht zu Baiern, als die nächsten Fürsten darein gelegt, haben beiden Theilen geschrieben, Friede zu halten, und sich erboten mit Herzog Christoph gütlich darin zu verhandeln, doch so, daß man beiderseits die Ge- fangenen frei und das geworbene Kriegsvolk laufen lasse. Das bewilligte ich, doch weil Graf Ludwig von Dettingen, genannt Igel, allen Unrath angefangen, forderte ich, daß ers zuerst thun solle. Aber der Graf hat die Leute nicht frei lassen wollen, sondern hat den Rasebauer, der allein mein Unterthan ist und zu Dettingen weder gelobt noch geschworen hatte, vor das Malefizgericht gestellt. Und in Ewigkeit wird nicht bewiesen werden, daß ich und die Mei- nen jenen durch den Kauf mit Recht unterthan geworden sind, sondern wir haben Hohenburg und Bissingen sammt Zubehör als ein freies Gut und als eine Herrschaft, die unlehnbar ist und das Halsgericht hat, erkaufte. Dennoch haben uns die Fürsten nicht zusammenlassen wollen, haben uns beide vielfäl- tig ermahnt Friede zu halten, darauf habe ich mein geworben Kriegsvolk be-urlaubt und bei dieser Tragödie recht wohl gemerkt, daß Herzog Wolfgang, der zuvor mein gnädiger Herr war, mir auch abgefallen und feindselig gewor- den ist. Aber ungeachtet aller fürstlichen Unterhandlungen ist Graf Ludwig doch an einem Abende mit vielen Pferden und etlichen 100 Bauern gegen das Schloß Bissingen gerückt, hat mit unsern Reitern, von denen etliche im Felde waren und etliche herauskamen, ein Scharmügel angefangen, bei wel- chem keiner viel Schaden empfing. Da die Feinde nichts schaffen konnten, sind sie wieder mit Spott abgezogen.

Dies alles hab ich beim Kammergericht angebracht, und Graf Ludwigs mir zugeführte verbrecherische Handlungen geklagt und habe so gehofft, wie mir auch gelungen, ich wollte diese Sache im Wege Rechtens durchführen, besonders weil sich die Fürsten parteiisch zeigten.*) Unterdeß hat Graf Igel mich allenthalben jäm- merlich mit gedruckten Schriften und schmählischen Liedern verständigert und im Bei- sein der Grafen von Mansfeld meinem Sohne Hans Bastian auf seinem Wappenschild über dem Wirthshaus den Zusatz „Herr von Bissingen“ aus- gethan, den doch nicht mein Sohn selbst, sondern der Wirth hinzugefügt; und Graf Friedrich hat zu Buchenhofen auf der Kirchweih öffentlich seinen Vogt ausrufen lassen, wenn ein Schärtlinscher hinkomme, solle jeder auf ihn schlagen.

Anno 1561 in der Fasten ist Graf Lothar zu Dettingen nach Augsburg ge-

*) Die Fürsten waren auf Seiten ihres Standesgenossen, dessen Geschlecht, wie bekannt, dem hohen Adel angehörte. Ihr Kampf für die Oberhoheit über adlige Güter hat im 16. Jahrhundert viele Schlachtfelder, und Schärtlin erschien ihnen besonders anspruchsvoll, da sein Geburts- adel mehr als zweifelhaft war. Wer in dem letzten Grunde des Streites, von dem wir auch aus andern Quellen wissen, Recht hatte, ist hier gleichgiltig.

kommen, hat mir viel Gutes sagen lassen, ihm sei Leid, sammt seinen andern Brüdern, daß Graf Ludwig so unschicklich gegen mich handle. Auch ließ er mir klagen, da der Bruder ihm nicht sein Heirathgut, auch keine Residenz geben wolle, so wolle und müsse er feindlich gegen ihn handeln und lasse mich bitten, ihm einen Reiterdienst zu thun. Darauf bedankte ich mich für sein Mitgefühl und beklagte ihn, daß es ihm auch nicht nach Willen ginge, ließ ihm aber dabei sagen, ich stände zu seinem Bruder auf gebotenem Frieden und hinge mit ihm am Kammergericht, ich steckte auch meine Füße nicht gern zwischen Thür und Angel, wenn er aber sonst Reiterarbeit hätte, und mirs berichtete, wollte ich ihm Knecht, Pferd und Harnisch nicht versagen.

Am heiligen Himmelfahrtstage pflegt man alljährlich zu Bissingen hinterm Schloß einen Jahrmart und Tanz zu halten, auch zu schießen, wobei mein Sohn Hans Bastian in diesem Jahr selbst war und Gesellschaft leistete. Da haben beide Grafen Ludwig und Friedrich den Vogt von Unterbissingen sammt einem andern reisigen Knecht gerüstet mit fünf Hafenschüssen auf den Platz geschickt. Sie haben sich dort aufgestellt und den Platz halten wollen. Die hat mein Sohn angere-det, was sie sich so bewaffnet aufstellten? Dem hat der Vogt geantwortet, seine Herren hätten ihn diesen Platz zu halten daher geschickt, und die hohe Obrigkeit gehöre dem Grafen von Dettingen zu. Dem hat mein Sohn widersprochen. Die Eltern der Grafen hätten sie verkauft und sie gehörte mir zu, sie sollten sich hinwegmachen. Darauf ist der Vogt mit den Worten weggeritten, er wolle bald in anderer Gestalt wiederkommen, und alsbald haben sich vom Fußsteig her Reiter und Fußvoll sehn lassen, worauf mein Sohn etliche Diener und Unterthanen ins Schloß und auf den Kirchthurm schickte, den Feind zu erwarten. Plötzlich sind die Gräflichen ungefähr mit 40 Pferden und 300 zu Fuß Spornstreichs daher geritten und gelaufen, haben in meinen Sohn, meinen Vetter Ludwig, in die Schützen und Unterthanen gestochen und geschossen, sind auch vom Platz bis zu den Schranken des Marktes gedrungen und haben das Thor mit Uebermacht geschlossen. Dagegen hat mein Sohn sich sammt den Seinen zur Wehre gestellt, auch so gut er vermochte auf sie geschossen, aus der Hand und vom Schloß und von den Thürmen, hat dabei dem Grafen zwei Pferde erschossen und zwei Mann verwundet, einen in den Leib, den andern in den Schenkel, hat sich so ihrer erwehrt und sie wieder in die Flucht getrieben. Aber ihm und den Seinen ist nichts widerfahren, Gott Lob! Als aber mein Sohn mit den Seinen wieder in das Schloß zog, zur Nacht aß und nichts mehr besorgte, zogen sie um 6 Uhr wieder heran, und Graf Lothar, der ehrbare Mann, der mir vorher viel Gutes hatte sagen lassen, that mit vier starken Büchsen auf Rädern bis an 30 Schüsse in das Schloß und zerschloß wol 12 Ziegeln. Um 9 Uhr zogen sie wieder ab nach Unterbissingen, verstärkten sich die Nacht und kamen beide Grafen mit Geschütz

und Leuten am Morgen wieder. Da mein Sohn und mein Vetter Ludwig nichts Weiteres besorgt hatten, waren sie am Morgen früh zu mir geritten, deshalb ging der Burgemeister und etliche vom Rath zu den Feinden hinaus, und frugen sie, was sie damit beabsichtigten, es sei niemand im Schloß, als die Frau mit den Kindern, auch stünden die Herrschaften im Rechtsstreit und kaiserlichen Frieden. Darauf antwortete der Beamte von Harburg, sie seien gestern und auch noch heut nur in guter, freundlicher Meinung hergekommen, ihrer Herrn oberste Rechte zu suchen, man habe aber auf sie geschossen und ihnen großen Schaden gethan. Sie wollten auch heut den Platz besetzen, wenn man aber auf sie schösse, solle man sehn, was sie dagegen thun würden. Darauf antworteten die von Bissingen: sie wären arme Leute, man möchte thun, was zu verantworten sei. Darauf zogen abermals die Gräflichen 200 Mann stark, wieder mit 4 Stück Büchsen und einer Trommel auf den Platz, thaten etliche Tänze, tranken und jeder nahm ein Laub von der Linde. Mit solchem Trug und Schießen zogen sie ab und hatten einen Hinterhalt von 2000 Mann. — Das hab ich der kaiserlichen Majestät und darauf beim Kammergericht angezeigt und geklagt, darauf sind beiden Theilen Mandata gekommen, bei Ungnade und Strafe der Acht de non ulterius offendendo, solle man sich nicht weiter beleidigen und eine Citation, zum 20. August beim Kammergericht zu erscheinen, welches alles den Grafen insinuirt wurde, worauf beide Grafen ungeschicklich antworteten, es sei alles erlogen. Ich habe aber außerdem wegen Injurien protestirt.

Aus ob erzählten Gründen und weil das feindselige Wesen kein Ende nahm, auch weder Gericht noch Recht helfen konnte, habe ich nothgedrungen, um meiner Ehre willen zur Abwehr der Belästigungen vermeldeter beider Grafen, ein Ausschreiben an die römische kaiserliche Majestät, an Kur- und Fürsten, Grafen, Herren, Städte und Stände des heiligen Reiches, auch an die fünf Vierteltheile des Adels und gemeine Ritterschaft gesendet, habe auch den Ständen des landbergischen Vereins mündlichen Bericht abgestattet, sie und ihren Oberhauptmann, meinen gnädigen Herrn zu Baiern, dem ich als Stellvertreter bestellt bin, ferner die Stadt Augsburg, deren Diener ich bin, von der ganzen Handlung wohl informirt, und sie allesammt insbesondere um Rath, Hilfe oder Beistand gebeten. Diese haben ein drohendes Schreiben an die Grafen gerichtet, sie ermahnt, mich und die Meinen bei Frieden und Recht zu lassen, mit dem Zusatz, wenn dies nicht geschähe, würden sie mich nicht verlassen. Mir aber haben sie gerathen, nichts als das Recht anzuwenden. Und weil so viel schändliche Lieder und Sprüche über mich ausgegangen sind, hat einer, dem ich vielleicht Gutes gethan, auch einen schönen Pasquillus und Lied von gemeldetem Grafen Igel von Harburg gemacht, und hat ihn ziemlich wohl angebunden.

Am 3. October ist Tzel fünfzehnhundert Mann stark zu Fuß und Roß, darunter etliche Landsknechte sammt fünf Stück grobem Geschütz gegen meinen Vetter Ludwig zu Oberringingen gezogen, hat ihm etliche vom Adel hineingeschickt und hat ihn auffordern lassen, sein Haus zu übergeben. Ludwig Schärtlin aber hatte, wie ihm zwei Tage vorher von mir befohlen worden, drei Landsknechte und von meinem Sohn zu Bissingen etliche Doppelhaken, Handgeschütze, Pulver und Blei zu sich herein genommen. So wollte er den Sturm abwarten, da er von mir väterlichen Entschluß bei ritterlicher Treue und Glauben hoffte. Er ist selbst zu denen vom Adel hinausgegangen und hat ihnen mit drohenden Worten geantwortet, wenn Graf Tzel freundlich und nachbarlich zu ihm käme, wie seine Brüder wohl gethan, so wolle er seinen sauern Wein mit ihnen theilen, aber dergestalt könne er sein Haus nicht öffnen. Er habe ein Haus für sich selbst und nicht für den Grafen von Dettingen und der Graf werde einen Kriegsmann darin finden. Jeder Theil zog sich hinter seine Deckung, der Graf aber schanzte sich in den Vorhof ein, schoß ihm die Zinnen von den Thürmen, alle Fenster, Dächer und Gassen und zwei Personen. Ludwig Schärtlin dagegen wehrte sich tapfer, erschöß dem Grafen einen Büchsenmeister und noch eine Person, schädigte auch sonst viele vom Kriegsvolk, von denen etliche später starben. So haben sie es vom Morgen 7 Uhr bis zu 6 Uhr in die Nacht feindlich gegeneinander getrieben. In der Nacht hat Ludwig dem Grafen Lärmen und große Unruhe gemacht, sich auch unterdeß befestigt und am Morgen wieder nach seiner Zusage tapfer gewehrt. Aber als ich, Sebastian Schärtlin, Ritter, solches erfuhr, habe ich eilends 400 Knechte, darunter gute Schützen aus Augsburg nach dem Rath Herzog Albrechts von Baiern vorlaufen lassen, habe sie mit Pulver, Blei, Fußseisen und gutem Kriegsgeräth auf Bissingen geschickt. Ich habe 26,000 Fl. zusammengerafft, Sturmbüte, Pulver und Blei besorgt, aus der Stadt Memmingen etliche Wägen und Geschütz, einen großen Haufen Landsknechte, auch Reiter, so viel ich von den Nachbarn erhielt, alles zum Aten nach Burtenbach beschieden, und ich selbst kam Abends dahin, nachdem ich alles in Bewegung gesetzt hatte. In derselben Nacht sind Graf Wolf und Graf Lothar von Dettingen in Person freundlich zu mir nach Burtenbach gekommen, haben mir geklagt, daß auch ihnen ihr Bruder Graf Ludwig von ihrem väterlichen Erbtheil nichts geben wolle, und haben mich gebeten, mich mit ihnen zu verbinden. So wurde zwischen uns ein geschriebener, besiegelter Vertrag gemacht, daß die beiden Grafen ihren Bruder Friedrich mit seinem Geschütz auch auf unsere Seite bringen und ihre Macht zu Fuß und Roß vereinigen sollten, ich aber wollte 5000 Knechte, oder andere Reiter aufbringen, und die Kosten des Krieges auslegen. Doch wenn ich die jungen Grafen zu ihrem väterlichen Erbtheil brächte, sollten sie zwei Drittel und ich

ein Drittel von den Kriegskosten bezahlen. Wir hofften, Graf Tzel sollte vor Oberringingen verharren und im Fall er es eroberte, vor Bissingen ziehn meinen Sohn zu belagern, der Graf aber hat sich am Morgen des 4. Oct. erhoben und ist schändlich wieder abgezogen, nachdem er meinem Vetter den Vorhof und das ganze Dorf verwüstet, zerschlagen, geplündert und alles, Weiber und Kinder genommen, gestohlen, geraubt, weggeführt und getrieben. Doch fehlte wenig, daß mein Vetter ihm das eine Geschütz abgenommen hätte. — — Aber als der Graf Tzel vernommen, daß seine eigenen Brüder und ich uns verglichen hatten — Graf Friedrich ausgenommen, der nicht mit ihm und nicht wider ihn handeln wollte* — ist er aus dem Lande geflohn, und zum Pfalzgrafen Herzog Wolfgang und dann zu Herzog Christoph von Württemberg geritten, hat große Sachen gelogen und vorgegeben, daß ich mit Hilfe Kais. Majestät, Baierns, Augsburgs und des landbergischen Vereins, ihn von Land und Leuten vertreiben wollte.

Dazwischen habe ich mich verstärkt und wollte in zwei Tagen ausziehen, und zu Fuß und zu Roß 7000 Mann stark über die Donau kommen. Als aber die beiden Fürsten, Pfalz und Württemberg, wohl erkennen konnten, daß der Graf vertrieben und ein Gast in seinem Lande werden würde, (denn schon hatten seine Rätthe und ganze Landschaft alles Uebrige weggebracht und Vieh, Getreide und Habe nach Nördlingen, Donaawörth und in alle umliegenden Städte geflüchtet,) da sind sie beiderseits ausgezogen, der Herzog von Württemberg persönlich, mit seinen Reitern und etlichen Geschütz, im Willen mich nicht über die Donau zu lassen, oder sich mit mir zu schlagen. Doch hat Pfalz vorher hoch in mich gedrungen, ich solle von den Waffen ablassen, Seine Fürstl. Gnaden könnte mir diesen Zug nicht gestatten. Wir haben auch die Kaiserl. Majestät und der schwäbische Kreisoberst Frieden geboten, dazu haben Baiern und die Stadt Augsburg mich vielfältig und höchlich abgemahnt, und sich allerwege erboten, diese Sache im Vertrage zu schlichten. So hab ich mit Verlust von 4000 Fl. trotz meiner Beraubung und meines Veters Gefahren diesmal einstecken, Friede halten, eine gütliche Vereinigung und einen Tag zu Donaawörth einräumen müssen. Vierzehn Tage ist dort verhandelt worden, und von beiden Fürsten, von bairischen und pfälzischen Rätthen damit geendet worden, wir sollten beiderseits Frieden halten, und da zwischen uns kein Friede zu hoffen, sei kein besserer Weg, als daß ich das Gut dem Grafen verkaufe. Das wollte ich mit nichten thun, und mit dem Grafen nichts zu thun haben. Doch zuletzt habe ich mich laut der gemachten Abrede darenin ergeben, beide Fürsten unterthänigst zu ehren, die Herrschaft Hohenburg und Bissingen gegen baare Bezahlung von 62,000 Fl. zu verlassen, doch davon nicht eher abzuziehen, bis ich friedlich und sicher bis auf den letzten Pfennig bezahlt sei. —

So weit Schärtlin. Es ist anzunehmen, daß der Verkauf für Schärtlin wenigstens pecuniär vortheilhaft war, sicher, aber ist, daß seine Händel mit dem Grafen deshalb nicht aufhörten. Noch Jahre lang verklagten sich die beiden Nachbarn beim Kammergericht und beim Kaiser, und dazwischen übten sie immer wieder Gewaltthat in Angriff und Vertheidigung. Zuletzt mußten die Gegner vor dem Kaiser selbst einander die Hand reichen. —

Um das Ende des 16. Jahrhunderts wurden die Gewaltthaten der adligen Gutsbesitzer anspruchloser und seltener. Der größte Theil von ihnen verwandelte sich in friedliche Landjunker, die fähigern und ärmern suchten Unterkommen an den zahlreichen Höfen. Doch weder für das Selbstgefühl, noch für die sittliche Kraft des Standes war selbst diese Umwandlung in der nächsten Folgezeit vortheilhaft. In der Jugend des Götz war jeder Landjunker ein Kriegsmann gewesen, denn er war ein Reiter, und die Traditionen des Ritterthums galten auch noch im großen Kriege. Aber grade damals bereitete sich die große Umwandlung vor, welche das Fußvolk zum Kern der neuen Heere machte, seitdem galt ein erfahrener Landsknecht, der Einfluß auf seine Kameraden hatte, oder ein bürgerlicher Büchsenmeister, der eine Karthause gut zu richten verstand, dem Kriegsherrn mehr als ein Duzend undisciplinirter Junker mit ihren Knechten. Hatte doch die Macht der Fürsten zumeist durch die neue Kriegskunst die Kraft des niedern Adels überwachsen, und die Enkel der freien Reichsritter zu Marschällen und Bedienten der größern Dynasten gemacht. Es kamen neue Wege sein Glück zu machen, Schmeichelei, Bewerbung um Protection und Unterthänigkeit. Die Grundherrn aber, welche resignirt auf ihrem Gute saßen, wurden in der großen Mehrzahl durch alte und neue Leiden schwach erhalten. Die alte Wehrkraft war verloren, aber das Bedürfniß der Aufregungen war geblieben. Immer waren die Deutschen starke Trinker gewesen, jetzt wurde die rohe Völlerei, besonders in den Landschaften, welche nicht selbst Wein bauten, zum herrschenden Laster. Zerrüttete Vermögensverhältnisse, massenhafte Schulden und unerträgliche Prozesse störten die wenigen nüchternen Stunden des Tages. Sonst hatte der bewaffnete Schloßherr Rechtsforderungen mit Lanze und Schwert abgewehrt, jetzt bewirkten die unverständlichen Formeln pedantischer Juristen mehr, als die beste Eschenstange; sonst war es möglich gewesen, lästige Gläubiger niederzureiten, und, wenn sie Bürger oder Juden waren, gar in den Thurm zu sperren, jetzt hatte der verschuldete Gutsherr Mühe zu verhindern, daß er nicht selbst in die Custodia gesetzt wurde. Zu solchem Aerger kamen allgemeine Leiden. Die Volksstimmung in Deutschland war um das Ende des 16. Jahrhunderts sehr unerfreulich, muthlos, grämlich, fast hoffnungslos. Ein großer Theil der Protestanten erwartete immer noch den jüngsten Tag, das neue Jesuitenthum im Katholicismus schrie nach dem Blut der Keger. Die Schwäche des deutschen Staatskörpers

war Niemand mehr ein Geheimniß, die enthusiastischen Bemühungen der frühern Generation, Staat und Kirche neu zu gestalten, schienen gescheitert; ein kleinlicher Egoismus verdarb die Fürsten, wie die Bürger und Bauern. Die protestantischen, wie die katholischen Pfaffen quälten das Gemüth der Gläubigen mit intoleranter Bornirtheit, auf der einen Seite wurden Hegen verbrannt und die Fortschritte des Teufels in allen Thorheiten dieser Welt, vom Waidwerk der Fürsten bis zu den weiten Pluderhosen der Bürger, nachgewiesen, auf der andern Seite wurde eine süßliche und krankhaft sentimentale Verehrung der Heiligen cultivirt und die furchtbare Maxime, daß der Zweck die Mittel heilige, an den Höfen verkündet. Selbst die Wissenschaft litt unter der allgemeinen Depression. Zwar mehrte sich fortwährend die Zahl der gelehrten Schulen, aber schon fingen sie an, vorzugsweise Beamten für Fürsten und Kirche nach einer bestimmten Schablone zu bilden. Auch die Söhne des Landadels besuchten häufig lateinische Schulen und Universitäten, doch war die Anzahl derer, welche etwas Ordentliches lernten, nur gering, denn noch im ganzen nächsten Jahrhundert wurden höhere Staatsstellen, welche Kenntniß und Geschäftsgewandtheit verlangten, sogar wichtige Gesandtenposten, vorzugsweise mit Bürgerlichen besetzt, und dieselbe Zeit, in welcher die wunderliche Tradition zur Regel wurde, daß zu den höhern Hofämtern nur der Adel befähigt sei, war häufig genöthigt, den Sohn eines Schuhmachers oder Dorfparfers an fremdem Hofe mit dem Abglanz der Souveränitätsrechte zu umgeben und den adligen Hofmann zu seinem untergebenen Reisemarschall zu machen. In solcher Art vegetirte der Landadel fort, bald gegen die neue Zeit kämpfend, bald mit Unterwürfigkeit dienend, bis der dreißigjährige Krieg auch seine Häuser ausbrannte, die tüchtigern Männer in einem gewaltigen Kampfe umhertrieb, die schwächeren noch tiefer herunterdrückte.

In diese Zeit fällt das Leben des Hans von Schweinichen. Seine Persönlichkeit ist schon früher in d. Bl. ausführlich besprochen worden, deshalb sei hier nur an sie erinnert, im Gegensatz zu Götz, der bei der Geburt des Junker Hans 72 Jahr alt war, und zu Schärtlin, der seine Herrschaft Hohenburg kaufte, während Schweinichen als Bube von fünf Jahren auf dem Schloß des Grädizberges in die leeren Weinfässer seines Herrn Vaters kroch. —

Wie Schweinichen zechten und processirten Tausende seiner Genossen, aber wie er, erachtete auch mancher andere schon der Mühe werth, in seinem Kalender neben Trinkgelagen und Spielschulden die Marktpreise des Getreides zu notiren. — Schweinichen prügelte sich als Page an dem ruchlosen Hofe der Pfaffen von Liegnitz mit einem Kameraden Logau und als einst ein Schwein die Wendeltreppe zu den Knaben heraufstieg und zwischen die Streitenden sprang, erkannten die jungen Wilden in dem Thiere noch zitternd den Teufel, aber 22 Jahr nach Schweinichens Tode gab ein Nachkomme des fürstlichen Prügeljungen schon die erste Sammlung der Sinngedichte heraus. — Doch erst hundert Jahr nach Schweinichens Tode erschien „von Hohbergs adliges Landleben“, das dritte große Werk für deutsche Landwirthschaft, das erste eines deutschen Edelmanns.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moriz Busch — Verlag von F. L. Herbig
in Leipzig.

Druck von C. C. Elbert in Leipzig.